

Nr. 6. Bromberg, den 8. Januar 1928.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

Zur schrillen Melodie der Flöte brummt die Trommel den Baß. Die Feuer sind niedergebrannt, die Parintintin sitzen im roten Schein der Gluten mit benebelten Sinnen und zechen. Die Frauen haben sich bereits unter die Männer gemischt und sind wie sie betrunken. Niemand achtet mehr, was um ihn geschieht. Da gebe ich Schiggi-Schiggi ein Zeichen, mir zu folgen und gehe ins Haus. Mein Gepäck habe ich schon untertags für den Abmarsch geordnet, und es braucht nur zu den Reittieren gebracht zu werden, die ich am Abend vorher eine Viertelstunde von der Pampa entfernt im Urwald angebunden habe. Ich nehme von den großen Gummisäcken, was ich tragen kann, und schiebe meiner Frau die kleinen zu. Ein Blick durch den Spalt in der Wand überzeugt mich, daß der Weg frei ist, und da obendrein das Haus im Halbdunkel liegt, schreite ich ohne weiteres an ihm entlang in den Urwald hinein. Nach einer halben Stunde treffen wir bei den beiden Mulas und dem Pferd ein. Nun müssen wir nochmal zurück, um den übrigen Teil des Gepäcks zu holen.

Auf dem Festplatz hat sich nichts geändert. Die Flöte quietst, und die Trommel dröhnt, und die Betrunkenheit ist entsprechend weiter fortgeschritten. An einem der Feuer liegt zu einem Knäuel geballt ein Haufen Männer und Frauen und macht eine Schlafpause. Ich schlendere, wie ich das auch früher immer getan habe, durch die einzelnen Gruppen, stecke dem Häuptling eine Zigarette in den Mund und trete dann wieder ins Haus, wo Schiggi-Schiggi auf mich wartet. Diesmal muß ich vorsichtiger sein, da ich beabsichtige, ein Bündel Pfeile und mehrere Bogen mitzunehmen zum Andenken an meine Indianerzeit. Ich breite meine Wolldecke über ihre Spitzen und decke die Schäfte mit Hilfe eines Sattels und des Zaumzeuges nach Möglichkeit zu. Den anderen Sattel und zwei kleine Gummisäcke soll Schiggi-Schiggi tragen. Bis jetzt kann sie über meine Absicht noch im Zweifel sein. In dem Augenblick aber, in dem sie merkt, daß ich das letzte Stück meiner Habe fortschaffen will, muß sie klar sehen. Je näher er heranrückt, um so unbehaglicher wird mir zumute.

Wenn sie sich weigerte, mir zu folgen?

Ich greife aus dem letzten Gummisack eine Anzahl bereitgelegter Taschenmesser und Spiegel und werfe sie mit einer Handvoll Zigaretten auf die Liegestatt des Häuptlings. Dann nehme ich mein Gepäck an mich und bedeute Schiggi-Schiggi, mit dem noch restlichen Teil das gleiche zu tun. Sie sieht mich kurz an — und läuft in die hinterste Ecke des Hauses. Caracho! Das durfte nicht kommen! Ich bin wie vor den Kopf geschlagen und stehe da wie ein begossener Pudel. Aufs bitterste enttäuscht, starre ich auf ihre Gestalt, die sich silhouettenhaft aus dem Winkel abhebt. Sie macht eine kurze Wendung und läuft wieder auf mich zu, und nun entdecke ich, daß sie ihren eigenen Bogen und einige Kalebassen in der Hand hält. Sie steckt die letzteren in die Gummisäcke, packt sie unter den Arm und schaut mich an, als wollte sie sagen: „Ich bin bereit!"

Das Gefühl der Freude läßt sich nicht schildern, das in dieser Sekunde mein Herz durchströmt. Jetzt kann nichts mehr fehlen. Festen Schrittes gehe ich auf den Spalt in der Wand zu — und fahre zusammen. Ein Schatten taucht in ihm auf. — Wie kann man nur so nervös sein und vor Ku-scha erschrecken!

Ihren Marimono im Arm trippelt sich auf mich zu.

„Ku-scha!"

Ich lege mein Gepäck noch einmal auf den Boden und streiche dem Kind übers Haar und streichle ihm die Wangen: „Kleine Ku-scha! Dein weißer Freund geht fort und kommt nie wieder. Er hat dich lieb gehabt. Wirst du ihn auch nicht vergessen — — kleine Ku-scha!"

*

Das Satteln der Tragtiere hatte fast eine Stunde in Anspruch genommen. Wir führten Pferd und Mulas auf dem Indioweg an die Pampa heran und warteten das Grauen des Morgens ab. Schiggi-Schiggi saß neben mir unter einem Baum auf der Erde, und ich dachte über sie nach. Ob sie noch eine Mutter, einen Vater hatte, konnte ich nie erfahren. Die verwandtschaftlichen Beziehungen der Parintintin blieben für mich in Dunkel gehüllt. Nur das eine wußte ich, daß sie eine Schwester besaß. Nun hat sie ihren Stamm verlassen und darf nach Gesetz und Brauch nicht mehr zurückkehren. Ohne Besinnen, ohne den leisesten Versuch, sich zu wehren, ohne ein Wort, ohne eine Gebärde hat sie sich meinem Willen unterworfen, hat ihr Leben in meine Hände gelegt und ist mit mir gezogen, einem unbekannten Schicksal entgegen.

Was sind das bloß für seltsame Menschen! In Gedanken sehe ich ihre Stammesgenossen um das Feuer sitzen und erlebe in einer Stunde nochmal, was in drei Monaten gewesen ist. Und alles ist wie ein Traum.

Langsam verweht die Nacht; ein fahles Licht dämmert im Osten auf und wischt das Dunkel fort, das über der Pampa hängt. Ich ziehe die Gurte der Reittiere fester und hebe Schiggi-Schiggi in den Sattel. „Nun ist es soweit, mein Kind!"

Dann reiten wir langsam aus dem Bereich des Urwaldes, hinein in eine endlose verschlossene Ferne. Und dann ist nichts mehr um uns als das Rauschen des Schilfes und das Schnauben meines Pferdes. — — —

*

Angetan mit meines Großvaters rot-weiß gestreiftem Kadetten-Unterhöschen trabt Schiggi-Schiggi in leichtem Trott an meiner Seite, und ihre Halskette mit dem Zifferblatt meiner amerikanischen Uhr schwingt leise mit. Sie hat dieses unersetzliche Kleinod in ihr Herz geschlossen und trennt sich bei Tag und Nacht nicht mehr von ihm. Zum Schutz gegen die Sonne habe ich ihr meinen Sombrero aufgesetzt, der ihr ausgezeichnet steht. Sie trägt nämlich die bei den Wilden meines Stammes allgemein übliche Haartracht: den Bubikopf.

Am Horizont heben sich Palmen ab und zeigen den Lauf eines Arroyo an, das Ende unseres heutigen Marsches. Ich vermeide es vorerst noch, auch bei Nacht zu reiten, um Schiggi-Schiggi allmählich an die Strapazen eines Pampa-rittes zu gewöhnen. Sie leidet stark unter den ihr fremden glühenden Sonnenstrahlen. Nur am Tage unserer Flucht bin ich, für alle Fälle, noch in die Nacht hineingeritten. Das ist nun nicht mehr nötig, zwischen uns und dem einsamen Haus im Urwald liegen drei Tage. Ich pariere Amigo durch und falle in Schritt. Mit meinem Mosso wäre jetzt eine gemütliche Unterhaltung zustande gekommen, mit meiner Frau muß ich darauf verzichten. Sie unterhält sich statt dessen auf ihre Weise mit der braunen Mula. **Die**

Parintintin sind große Meister im Spucken, und ihre Treffsicherheit darin ist staunenswert. Schiggi-Schiggi spuckt der Mula auf die äußerste Spitze ihres langen Ohres, was zur Folge hat, daß diese ein Kitzeln verspürt und heftig mit ihm wedelt. Meiner kleinen Frau bereitet das einen ungeheuren Spaß, und sie kann sich stundenlang mit diesem harmlosen Vergnügen beschäftigen.

An einem Tümpel des Arroyo machen wir halt und satteln ab. Ich drücke meiner Begleiterin ihren Bogen in die Hand und deute auf die Pampa. Das heißt: „Du darfst das Mittagessen schießen!" Es freut sie, wenn sie Bogen und Pfeil führen kann, und mit lachendem Gesicht springt sie davon, während ich mittlerweile für das Feuer sorge. Nach kurzer Zeit bringt die Gattin einen Nasenbären angeschleift. Ich schneide ein paar gute Stücke aus ihm heraus und gebe sie ihr zum braten. Sie hält aber nur das eine übers Feuer. Bis jetzt ist es mir nicht gelungen, sie zu bewegen, gleichzeitig mit mir zu essen. Die Frauen der Parintintin nehmen nach den Männern ihre Mahlzeit ein, diese Gewohnheit sitzt ihr noch zu tief. Das muß aufhören. Ich brate ihr Stück und gebe es ihr in die Hand. „So, nun iß!"

Sie schaut mich mit großen Augen an. „So iß doch!"

Sie verzieht keine Miene. Da halte ich ihr den Braten an den Mund. „Caracho di mierda, jetzt friß endlich einmal!"

Aber sie schüttelt nur energisch den Kopf. Alle Mühe ist vergebens. Es bleibt mir nichts anderes übrig, ich muß alleine essen, sofern man dieses jämmerliche Genage noch mit diesem Ausdruck bezeichnen will. Seit fünf Monaten nähre ich mich Tag für Tag nur von Fleisch ohne Salz. Das ist an sich schon schrecklich, aber vor sechs Wochen haben meine Zähne angefangen lose zu werden und nun wackeln sie bereits alle mitsammen dermaßen, daß ich kaum noch mit ihnen beißen kann. Es ist allerhöchste Zeit, daß ich wieder unter Menschen komme.

Gegen Abend mache ich einen kleinen Streifzug in der Umgebung des Flüßchens und sichte auffallend viele Antas. Ob ich nicht einmal zur Abwechslung eine mit dem Lasso fange? Das müßte eigentlich furchtbar nett sein. Ich gehe zum Lagerplatz zurück, sattle Amigo und binde wie üblich das Ende des Lassos am Gurt fest. Gelegentlich eines früheren Aufenthaltes auf einer Hazienda habe ich zum Privatvergnügen den Gauchos beim Einfangen der Stiere geholfen. Es ist nicht gerade einfach und immer mit einer gewissen Lebensgefahr verbunden. Die Pferde sind natürlich alle darauf dressiert und setzen sich in dem Augenblick, in dem die Schlinge sich um den Hals des Tieres zusammenzieht, auf die Hinterhand, um den gewaltigen Riß aufzufangen. Warum sollte das nicht auch bei einer Anta gehen! Der Zufall ist mir günstig, schräg in meiner Richtung rennt eine durch die Pampa. In gestrecktem Galopp sause ich auf sie zu — bin dicht hinter ihr — schwinge das Lasso über dem Kopf und lasse es fliegen. Tadellos legt sich die Schlinge um den Hals des Tieres. — Jetzt! — Blitzschnell setzt sich Amigo auf die Hinterhand und stemmt die Vorderfüße gegen den Boden. Aber eine Anta ist kein Stier, besser vielleicht gesagt: ein Stier ist keine Anta. Den Stier wirft es zur Erde, leider nicht die Anta. Sie rennt weiter, Amigo sinkt in die Knie — da reißt, Gott sei Dank, der Sattelgurt. Von rechts wegen sollte nun das an ihm festgemachte Lasso frei werden und mit der Anta das Weite suchen. Es klappt indes niemals, wenn es brenzlich wird. Das Lasso verfängt sich, bleibt hängen — ich weiß es nicht, jedenfalls fliege ich in hohem Bogen vom Rücken des Pferdes mitsamt dem Sattel und klammere mich mit beiden Händen an ihn. Soll das Lasso meinetwegen zum Teufel gehen, aber meinen Sattel brauche ich unbedingt. Und die Anta rennt wie blödsinnig und schleift mich in toller Fahrt hinter sich her. Das Gras peitscht es nur so auseinander, die steifen Halme zerkratzen mich, Blätter schlagen mir ins Gesicht. Hören und Sehen kann einem da vergehen. Wenn ich loslasse, habe ich meinen Sattel gesehen, der Anta kommt es nicht darauf an, dreißig Kilometer weit zu rennen. Und ich lasse nicht aus, nicht um alles. — Hoppla! Eine Unebenheit im Gelände schleudert mich wie einen Gumiball in die Höhe, wie ein geprellter Frosch platsche ich auf den Boden zurück ... und bleibe liegen. Caramba, bin ich froh! Die Spuren dieser Pampafahrt machen sich an allen Ecken und Enden unliebsam bemerkbar, die Anta rast einen halben Kilometer weit weg mit dem Lasso, aber meinen Sattel habe ich gerettet. Mehr will ich nicht und bin zufrieden. Ich habe noch ein Lasso, aber Anta werde ich keine mehr fangen wollen.

*

Schiggi-Schiggi hat die Führung übernommen. Es ergab sich zufällig, und ich habe es dabei belassen, es ist auch einmal ganz nett, sich um gar nichts mehr kümmern zu müssen und gemütlich hintennach zu reiten. Mein einziger Wunsch ist, es möchte bald ein großer Arroyo mit schattigen Bäumen kommen, an dem ich ein paar Tage bleiben kann. Schiggi-Schiggi ist krank geworden, sie hat Fieber und hängt wie eine welke Blume im Sattel. Die heiße Glut der Sonne hat ihr alle Kräfte aus dem Körper gesogen. Sie gibt keinen Laut von sich und beherrscht sich krampfhaft, aber ich sehe es ihr an, daß sie sich kaum noch aufrecht halten kann.

Ein heftiger Gewitterregen nimmt mir diese Sorge ab. Es ist zwar nur ein kleines Flüßchen, an dem wir rasten, aber sein Bett füllt sich um so schneller mit Wasser. Auch etliche Bäume sind vorhanden. Schiggi-Schiggi fiebert stark, verweigert jede Nahrung und liegt mit geschlossenen Augen. Ich habe keine Möglichkeit, ihr zu helfen, und bin in großer Sorge um sie. Vielleicht ist es nur die Folge der Hitze, vielleicht eine ernste Krankheit, aber wie soll ich das herausbringen, wir können uns ja nicht verständigen.

Ihr Zustand verschlimmert sich von Stunde zu Stunde, und der Gedanke, sie zu verlieren, steht wie ein Gespenst vor meiner Seele. Bis spät in die Nacht hinein wache ich bei ihr und falle gegen Morgen in einen traumirren Schlaf. Beim Erwachen finde ich die Kranke mit lachendem Gesicht in sitzender Stellung vor, die Krankheit ist wie weggeblasen. Den nächsten Tag gebe ich noch zu, damit sie sich ganz erholt, dann geht es fort. Die Gewitter nehmen zu und mahnen uns, das Tempo zu beschleunigen und auch in hellen Nächten zu reiten. Sie sind die ersten Anzeichen, der Auftakt zur Regenzeit. Ihr Eintreffen wechselt und läßt sich nicht mit absoluter Sicherheit bestimmen. Jedenfalls muß es schon tief im Herbst sein. In die richtige Regenzeit zu geraten, müssen wir unter allen Umständen zu vermeiden trachten; denn dann steht die Pampa unter Wasser, und wir kommen nicht mehr durch. In Gewaltmärschen streben wir weiter, und Schiggi-Schiggi führt wieder, pfeilgerade nach Norden. Plötzlich biegt sie nach Osten ab. Nicht in einer scharfen Schwenkung, sondern ganz allmählich, wie jemand, der, ohne es zu merken, ein wenig die Richtung verloren hat. Aber eine Indianerin verliert keine Richtung. Es muß ein ganz bestimmter Grund sein, der die Frau zu dieser Änderung des Weges veranlaßt. Ich weiß ihn mir nicht zu erklären und kann auch nicht darnach fragen. Aber ich habe nicht umsonst drei Monate bei den Wilden gelebt und ihren unglaublichen Orientierungssinn kennengelernt. Sie haben immer recht, und ich bin mir vollkommen darüber im klaren: Wenn ich Schiggi-Schiggi blindlings folge, handle ich am klügsten. Und darum folge ich ihr. Vierzehn Tage reite ich hinter ihr her, immer schärfer nimmt sie die Richtung nach Osten, und ich habe keinen blassen Schimmer mehr, wo in aller Welt wir landen werden. Aber sie sucht sich den Weg mit einer Sicherheit, mit einer derartigen Selbstverständlichkeit, daß jeder Zweifel bei mir schwindet. Sie weiß, was sie will, meinen Kopf wette ich darauf. Und ich hätte ihn auch nicht verloren. Eines Tages stoßen wir mitten in der Pampa auf eine Anzahl Pfähle, etwa dreißig bis vierzig Stück. Sie stehen in einer Reihe nebeneinander und laufen an ihrem Ende in eine natürliche Gabel aus. Hier hat es Menschen gegeben, gibt es vielleicht noch. Nach allen Seiten Umschau haltend, reiten wir weiter, wohl gegen fünf Stunden, und treffen dieselbe Erscheinung nochmal an. Das wiederholt sich durch zweiundeinenhalben Tag, am Mittag des dritten Tages müssen wir vor einem Drahtzaun haltmachen. Wir traben so lange an ihm entlang, bis wir ein Loch finden, durch das wir in das Innere des Corals kommen. Ziemlich lange noch dehnt sich die Pampa, dann tauchen Reis- und Maisfelder auf, und dann steht eine Hazienda vor uns. Die Hazienda am alten Mamore!*)

Daß wir sie aufgefunden haben, ist natürlich ein glücklicher Zufall, aber ein ewiges Rätsel wird es mir bleiben, welch geheimnisvolle Macht die Schritte meiner Begleiterin lenkte. Wußte sie etwas vom Mamore? War ihr Stamm vielleicht vor ein paar Jahren über ihn nach Bolivien eingewandert? Oder viel früher und hat sich nur die Erinnerung bei ihr erhalten: in dieser Richtung, weit von hier, liegt ein großer Fluß, von dem wir einmal hierher gekommen sind? Hat Schiggi-Schiggi bewußt den Mamore gefunden oder hat sie der untrügliche Instinkt der Wilden dorthin gezogen? Soll es wirklich wahr sein, was manche behaupten, daß die Wilden den sechsten Sinn haben? — Ich habe keine Erklärung dafür.

---

*) Mamore = Fluß in Bolivien; in ihn mündet südlich Villa Bella der Itenes.

(Fortsetzung folgt.)



* **Im Hotel.** Portier: „Nanu, was machen Sie hier?" — Hotelgast: „Entschuldigen Sie, ich bin Somnambule." — Portier: „Ja, was Sie für eine Religion haben, das ist mir ganz egal, aber im Hemd dürfen Sie hier nicht 'rumlaufen."

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(27. Fortsetzung.)

Es waren fröhliche Gedanken, die sich in bunter Menge an seiner Seele vorüber drängten, schnell und flüchtig wie ein Zug heller Wölkchen, die am blauen Gewölk des Himmels dahingleiten. Dies war die Burg, die er seit mehr als einem Jahre im Wachen geträumt, in Träumen klar gesehen hatte. Dies die Berge, die Felsen, von denen sie ihm so oft erzählte, dies die Gemächer ihrer Kindheit! Es hat etwas Anziehendes, in den Zimmern zu verweilen, wo die Geliebte groß geworden ist. Man träumt sich um Jahre zurück, man sieht sie als kleines Mädchen in diesen Kammern, in diesen Gängen sich umtreiben. Man geht um einige Jahre vorwärts, man sieht sie noch klein, aber verständig, der Mutter jene kleinen Künste der Haushaltung abspähen, die sie viele Jahre nachher als Hausfrau nötig hat. Doch in dem kleinen Köpfchen gestaltet sich schon jetzt ein eigenes Hauswesen. Es ist vielleicht jene Ecke, dachte Georg lächelnd, wo sie in kindischer Geschäftigkeit, was sie von den Brosamen der Küche erbeutete, zu Speisen von eigener Erfindung bereitete, wo sie das hölzerne Wesen, das ein Knecht kunstreich schnitzelte, und die Amme mit einigen bunten Fetzen behängt hat, für ein wackeres Kind hält und es mit wichtiger Miene zu füttern gedenkt.

Und dann jene anmutsvolle Stufe zwischen Kind und Jungfrau! Wo ist wohl das stille Plätzchen, wo sich das fünfzehnjährige Fräulein, wenn sie in dem Garten und Feld nach Kinderweise getobt hatte, sich ernst und feierlich hinsetzte, die Kunkel zur Hand nahm und goldne Fäden zog, während ihr der Vater von der Mutter und von den Tagen seiner Jugend erzählte, oder durch weise Lehren und gewichtige Sprüche den Geist der Jungfrau zu erheben suchte?

Wo ist das Lieblingsfenster, wohin sie sich, immer höher und schöner heranwachsend, gerne setzte, und mit unbewußter, dunkler Sehnsucht in die Ferne sah, über das Leben und ihre eigene Zukunft nachsann, und sich in freundliche Träume versenkte?

Es war ihm so heimisch, so wohl in diesem Hause, es war ihr Geist, der hier waltete, der ihn umschwebte, den er, ob sie auch fern war, freundlich begrüßte. Dieses Gärtchen, auf einem schmalen Raum am Felsen, hatte sie besorgt und gepflegt, diese Blumen, die in einem Topf auf dem Tische standen, hatte sie vielleicht heute schon gepflückt. Er ging hin, diese Zeichen ihres freundlichen Sinnes zu begrüßen.

Er beugte sich herab über die Blumen, er führte die duftenden Veilchen zum Mund. In diesem Augenblick glaubte er ein Geräusch vor der Türe zu vernehmen. Er sah sich um — sie war es, es war Marie, die staunend und regungslos, als traue sie ihren Augen nicht, an der Türe stand. Er flog zu ihr hin, er zog sie in seine Arme, und seine Lippen erst schienen sie zu überzeugen, daß es nicht der Geist des Geliebten sei, der ihr hier erscheine. Wie viel hatten sie sich zu fragen, bei weitem mehr, als sie nur antworten konnten! Es gab Augenblicke, wo sie, wie aus einem Traum erwacht, sich ansahen, sich überzeugen mußten, ob sie denn wirklich sich wieder haben?

„Wie viel habe ich um dich gelitten", sagte Marie, und ihre Wangen straften sie nicht Lügen! — „wie schwer wurde mir das Herz, als ich aus Ulm scheiden mußte. Zwar hattest du mir gelobt, vom Bunde abzulassen, aber hatte ich denn Hoffnung, dich so bald wieder zu sehen? — Und dann, wie mir Hans die Nachricht brachte, daß du mit ihm nach Lichtenstein kommen wolltest, aber überfallen, verwundet worden seist. Das Herz wollte mir bald brechen, und doch konnte ich nicht zu dir, konnte dich nicht pflegen!"

Wie beschämt war Georg, wenn er an seine törichte Eifersucht zurückdachte, wie fühlte er sich so klein und schwach Mariens zarter Liebe gegenüber. Er suchte sein Erröten zu verbergen, er erzählte, oft unterbrochen von ihren Fragen, wie sich alles so gefügt habe, wie er dem Bunde abgesagt, wie er überfallen worden, wie er der Pflege der Pfeifersfrau sich entzogen habe, um nach Lichtenstein zu reisen.

Georg war zu ehrlich, als daß ihn Mariens Fragen nicht hin und wieder in Verlegenheit gesetzt hätten. Besonders als sie mit Verwunderung fragte, warum er denn so tief in der Nacht erst nach Lichtenstein aufgebrochen sei, wußte er sich nicht zu raten. Die schönen klaren Augen der Geliebten ruhten so fragend, so durchdringend auf ihm, daß er um keinen Preis eine Unwahrheit zu sagen vermocht hätte.

„Ich will es nur gestehen", sagte er mit niedergeschlagenen Augen, „die Wirtin in Pfullingen hat mich betört. Sie sagte mir etwas von dir, was ich nicht mit Gleichmut hören konnte."

„Die Wirtin? Von mir?" rief Marie lächelnd. „Nun was war denn dies, daß es dich noch in der Nacht die Berge herauftrieb?"

„Laß es doch! Ich weiß ja, daß ich ein Tor war. Der geächtete Ritter hat mich ja schon längst überzeugt, daß ich völlig unrecht hatte."

„Nein, nein," entgegnete sie bittend, „so entgehst du mir nicht. Was wußte die Schwätzerin wieder von mir? Gestehe nur gleich —"

„Nun lache mich nur recht aus. Sie erzählte, du habest einen Liebsten und lassest ihn, wenn der Vater schlafe, alle Nacht in die Burg."

Marie errötete. Unwille und die Lust, über diese Torheit zu lachen, kämpften in ihren schönen Zügen. „Nun, ich hoffe", sagte sie, „du hast ihr darauf geantwortet, wie es sich gehört, und aus Unmut über eine solche Verleumdung ihr Haus verlassen? Dachtest vielleicht, du könntest unser Schloß noch erreichen und hier übernachten?"

„Ehrlich gestanden, das dachte ich nicht. Siehe, ich war noch halb krank, ich glaubte ihr auch anfangs gewiß nicht; aber deine Amme, die alte Frau Rosel, wurde aufgeführt, sie hatte es der Wirtin gesagt, sie hatte mich selbst ins Spiel gebracht und bedauert, daß ich um meine Liebe betrogen sei, da — o sieh nicht weg, Marie, werde mir nicht bös! Ich schwang mich aufs Pferd und ritt vors Schloß herauf, um ein Wort mit dem zu sprechen, der es wage, Marie zu lieben."

„Das konntest du glauben?" rief Marie, und Tränen stürzten aus ihren Augen. „Daß Frau Rosel solche Sachen ausgesagt, ist unrecht, aber sie ist ein altes Weib, klatscht gerne. Daß die Frau Wirtin solche Sachen nachsagt, nehme ich ihr nicht übel, denn sie weiß nichts Besseres zu tun. Aber du, du, Georg, konntest nur einen Augenblick so arge Lügen glauben, du wolltest dich überzeugen, daß —" von neuem strömten ihre Tränen, und das Gefühl bitterer Kränkung erstickte ihre Stimme.

Georg zürnte sich selbst, daß er so töricht hatte sein können, aber er fühlte auch, daß, wenn er ein großes Unrecht an der Geliebten begangen hatte, es nur die Liebe war, die ihn verleitete. „Verzeihe mir nur diesmal", bat er. „Sieh, wenn ich dich nicht so lieb gehabt hätte, ich hätte gewiß nicht geglaubt. Aber wenn du wüßtest, was Eifersucht ist!"

„Wer recht liebt, kann gar nicht eifersüchtig sein", sagte Marie unmutig. „Aber schon in Ulm hast du etwas der Art gesagt, und schon damals hat es mich recht tief betrübt. Aber du kennst mich gar nicht, wenn du mich recht gekannt hättest, wenn du mich geliebt hättest, wie ich dich, wärst du nicht auf solche Gedanken gekommen."

„Nein! Ungerecht mußt du doch nicht werden", rief Georg und faßte ihre Hand. „Wie kannst du mir vorwerfen, daß ich dich nicht liebe, wie du mich? Hätte es denn nicht möglich sein können, daß ein Würdigerer als ich erschienen, daß der arme Georg durch irgendeinen bösen Zauberer aus deinem Herzen verdrängt worden wäre? Es ist ja doch alles möglich auf der Erde!"

„Möglich?" unterbrach ihn Marie, und jener Stolz, den Georg oft mit Lächeln an der Tochter des Ritters von Lichtenstein betrachtet hatte, schien sie allein zu beseelen. „Möglich? Wenn Ihr nur einen Augenblick so Arges von mir für möglich gehalten hättet, ich wiederhole es, Herr von Sturmfeder! so habt Ihr mich nie geliebt. Ein Mann muß sich nicht wie ein Rohr hin und her bewegen lassen, er muß fest stehen auf seiner Meinung, und wenn er liebt, so muß er auch glauben."

„Diesen Vorwurf habe ich von dir am wenigsten verdient", sagte der junge Mann, indem er unmutig aufsprang. „Wohl bin ich ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird, und mancher wird mich darum verachten. —"

„Es könnte sein!" flüsterte sie, doch nicht so leise, daß es sein Ohr nicht erreichte und seinen Unmut zum Zorn anblies.

„Auch du willst mich also darum verachten, und doch bist du es, was mich hin und her bewegt! Ich habe dich auf bündischer Seite gesucht, ich war selig, als ich dich dort fand. Du batest mich, davon abzulassen, ich ging. Ich tat noch mehr. Ich kam zu euch herüber, es kostete mich beinahe das Leben, und doch ließ ich mich nicht abschrecken. Ich ergriff Württembergs Partei, ich kam zu deinem Vater, er nahm mich wie einen Sohn auf und freute sich, daß ich sein Freund geworden — aber seine Tochter schilt mich ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird! Aber noch einmal will ich mich — zum letztenmal — von dir bewegen lassen. Ich will fort, weil du meine Liebe so vergiltst, noch in dieser Stunde will ich fort!"

Er gürtete unter den letzten Worten sein Schwert um, ergriff sein Barett und wandte sich zur Türe.

„Georg!" rief Marie mit den süßesten Tönen der Liebe, indem sie aufsprang und seine Hand faßte. Ihr Stolz, ihr Zorn, jede Wolke des Unmuts war verschwunden, selbst die Tränen hemmten ihren Lauf, und nur bittende Liebe blickte

aus ihrem Auge. „Um Gottes willen, Georg! Ich meinte es nicht so böse. Bleibe bei mir, ich will alles vergessen, ich schäme mich daß ich so unwillig werden konnte.“

Aber der Zorn des jungen Mannes war nicht so schnell zu besänftigen, er sah weg, um nicht durch ihre Blicke, durch ihr bittendes Lächeln gewonnen zu werden; denn sein Entschluß stand fest, das Schloß zu verlassen. „Nein!“ rief er, „Du sollst das Rohr nicht mehr zurückwenden. Aber deinem Vater kannst du sagen, wie du seinen Gast aus seinem Hause vertrieben hast.“ Die runden Fensterscheiben zitterten vor seiner Stimme, sein Auge blickte wild umher, er entriß seine Hand der Geliebten, gefolgt von ihr schritt er fort, er riß die Tür auf, um auf ewig zu fliehen, als ihn auf der Schwelle eine Erscheinung fesselte, die wir im nächsten Kapitel näher beschreiben werden.

9.

Herrengunst, Aprilenwetter,
Frauenlieb' und Rosenblätter,
Würfel, Karten, Federspiel,
Verkehren sich oft, wer's glauben will.
Altes Sprichwort.

Als Georg die Türe öffnete, richtete sich aus einer sehr gebückten Stellung die hagere, knöcherne Gestalt der Frau Rosel auf. Es war dies eine jener alten Dienerinnen, die, wenn sie von früher Jugend an in einer Familie bleiben, sich einbürgern, in die Familie verwachsen und gleichsam ein notwendiger Zweig davon werden. Sie hatte ihre Nützlichkeit besonders nach dem Tode der Frau von Lichtenstein erprobt, wo sie Marie mit großer Sorgfalt pflegte und aufzog. Sie war so von einer Zofe zur Kindsfrau, von der Kindsfrau zur Haushälterin von diesem Posten zu Mariens Oberhofmeisterin und Vertrauten avanciert. Sie hatte aber wie ein kluger Feldherr sich den Rücken gesichert, sie hatte jene Posten, aus denen sie in die höheren Stellen vorgerückt war, nicht wieder besetzen lassen, sondern verwaltete sie alle zusammen, wie sie behauptete, mit großer Gewissenhaftigkeit, und weil es doch sonst niemand verstehe. Sie hatte durch diesen Kunstgriff und durch ihre lange Dienstzeit die Zügel der häuslichen Regierung an sich gebracht, das Gesinde ging und kam nach ihrem Blick, und sie gab zu verstehen, daß sie beim Herrn alles gelte, obgleich seine ganze Gnade nur darin bestand, daß er sie nicht in Gegenwart der übrigen auszankte.

Mit dem Fräulein lebte sie in neueren Zeiten nicht mehr im besten Verhältnis. Sie hatte in den Tagen der Kindheit und ersten Jugend ihre ganzes Vertrauen besessen. Noch in Tübingen war sie wenigstens halb ins Geheimnis ihrer Liebe gezogen, und Frau Rosel nahm wirklich so tätigen Anteil an allem, was ihr Fräulein betraf, daß sie gesagt hätte: „Wir lieben den Herrn von Sturmfeder aufs zärtlichste, oder — uns will das Herz beinahe brechen, weil wir scheiden müssen.“

Diesem Vertrauen machten aber zwei Dinge ein Ende. Das Fräulein bemerkte daß Frau Rosel zu gerne schwatze, sie war ihr auf der Spur, daß sie sogar von ihrem Verhältnis zu Georg geplaudert habe. Sie war daher von jetzt an kälter gegen die Alte, und Frau Rosel merkte im Augenblick, warum dies geschehe. Als aber bald darauf die Reise nach Ulm angetreten wurde, als Frau Rosel, obgleich sie sich einen neuen Rock von Fries und eine köstliche Haube von Brokat hierzu verfertigt hatte, auf höheren Befehl in Lichtenstein bleiben mußte, da wurde die Kluft noch weiter; denn die Alte glaubte, das Fräulein habe es beim Vater dahin gebracht, daß sie nicht nach Ulm mitreisen dürfe.

Das Vertrauen wurde nicht hergestellt, als Marie von Ulm zurückkehrte. Frau Rosel zwar, die lieber mit der Herrschaft als dem Gesinde lebte, suchte einigemal Erkundigungen einzuziehen und so das alte Verhältnis wieder anzuknüpfen, doch Mariens Herz war zu voll, die Amme ihr zu verdächtig, als daß sie etwas gesagt hätte. Als daher der geächtete Ritter nächtlicherweile ins Schloß kam, als das Fräulein so geheimnisvoll Speisen für ihn bereitete und, wie Frau Rosel glaubte mit ihm allein war, als sie auch hier nicht mehr ins Geheimnis gezogen wurde, da schüttete sie ihr Herz gegen die Frau Wirtin in Pfullingen aus, und es war Georg nicht so ganz zu verdenken, daß er jenen Worten traute, kannte er ja doch Frau Rosel nur als Vertraute ihres Fräuleins, wußte er ja doch nicht, wie dieses Verhältnis indessen so anders sich gestaltet habe.

Frau Rosel war im Sonntagsstaat mit ihrer Dame diesen Morgen in die Kirche gewallfahrtet. Sie hatte ihre Sünden, worunter Neugierde ziemlich weit oben stand, dem Priester gebeichtet, auch Absolution dafür erhalten, und war mit so viel leichterem Herz und Gewissen auf den Lichtenstein zurückgekehrt, als sie vorher schwer und unter der Last der Sünden seufzend, hinabgestiegen war. Die salbungsvollen Worte des Paters mochten aber doch nicht so tief gedrungen sein, um ihre Sünden mit der Wurzel auszurotten, denn als sie in ihr Kämmerlein hinaufstieg, um Rosenkranz und Sonntagsschmuck abzulegen, hörte sie ihr Fräulein und eine tiefe Männerstimme heftig miteinander sprechen, es wollte ihr sogar bedünken, ihr Fräulein weine.

„Sollte er wohl bei Tag hier sein, weil der Alte ausgeritten?“ dachte sie. Die natürliche Menschenliebe und ein zartes Mitgefühl zog ihr Auge und Ohr ans Schlüsselloch und sie vernahm in abgebrochenen Worten den Streit, dessen Zeugen auch wir gewesen sind.

Der junge Mann hatte die Türe so rasch geöffnet, daß sie nicht mehr Zeit gehabt hatte, sich zu entfernen, sondern kaum noch aus ihrer gebückten Stellung am Schlüsselloch auftauchen konnte. Doch sie wußte sich zu helfen in solchen mißlichen Fällen, sie ließ Georg nicht an sich vorüber, ließ beide nicht zum Wort kommen, sie ergriff die Hände des jungen Mannes und überströmte ihn mit einem Schwall von Worten: „Ei, du meine Güte! Hätt' ich 'glaubt, daß meine alten Augen den Junker von Sturmfeder noch schauen würden! Und ich mein', Ihr send noch schöner worden und größer, seit ich Euch nimmer sah! Hätt ich das gewußt! Steh' da, wie ein Stock an der Tür, denke, ei! wer spricht jetzt mit dem gnädigen Fräulein! Der Herr ist's nicht. Von den Knechten ist's auch keiner! Ei, was man nicht erlebt! Jetzt ist's der Junker Georg der da drin spricht!“

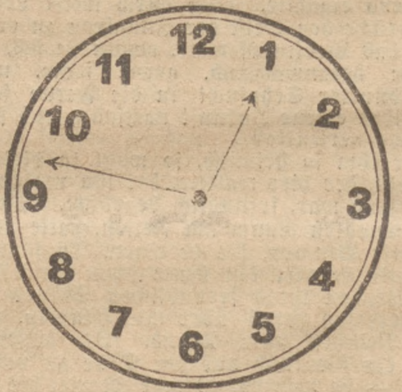
(Fortsetzung folgt.)



Rätsel-Ecke



Uhren-Rätsel.



Die Ziffern dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen und zwar derart, daß folgende Wörter entstehen:
1—4 = Metall,
3—4 = Nahrungsmittel,
3—5 = kalte Masse,
5—8 = Vergütung,
5—10 = der, der diese Vergütung erhält,
8—12 = Zeitpunkte,
1—12 = beliebtes Weihnachtsgeschenk für Knaben.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 4.

Buchstaben-Rätsel:

K**R**ater
Kan**o**ne
Wal**d**
L**e**iter
Schl**ü**ssel → Sch**l**üssel
Ti**b**er
ahorn
hanna
Wa**n**ge

= **Rodelbahn.**

Rezept-Rätsel: Neapel.

Rätsel: Wechsel — Weichsel.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.